

Heldenreise

Der Weg des Berthold F.

von Nino Hirnschall

© 2025, Nino Hirnschall

Umschlaggestaltung: Dipl. Ing. Florin Hirnschall
Buchgestaltung, Layout und Satz: Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großebereidorf, Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN:
978-3-99152-314-7 (Softcover)
978-3-99152-311-6 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

PROLOG

»Und die-se Bie-ne, die ich mei-ne nennt sich Ma-ja«, dröhnt es in Bertholds Kopf, während seine Hände rhythmisch auf diesen Brustkorb unter ihm drücken. Bei jeder Herzmassage wird ein bisschen von ihrem blumigen Ylang-Ylang Duft frei. Dann hält er ihr die Nase zu und bläst ihr seinen Knoblauchatem in den Mund. Ihre Lippen schmecken nach ... Gurke. Nach einer Gurke, die man für einige Zeit ganz hinten im Kühlschrank vergessen hat und die jetzt gemeinsam mit seinem Atem zu einem ranzigen Tsatsiki wird.

Irgendwann kommt dann endlich der Rettungswagen. Das Blaulicht blendet Berthold, die Sanitäterin steigt aus und dann ist der Körper mit den Gurkenlippen schon weg. Berthold bleibt alleine mit schmerzenden Armen zurück. Neben ihm ein Strauß Nelken vom Friedhofsgärtner. Er schließt die Augen und zieht die Reste des Ylang-Ylang Dufts durch die Nase ein: »Alles wird gut, am Ende wird alles gut, sonst ist es nicht das Ende. Das hat Mama immer gesagt und Mama hat immer Recht.«

KNOBLAUCH SUCHT GURKE

Ein rosa Kinderfahrrad mit einem geflochtenen weißen Korb und einem lila Sattel. Im Korb befinden sich Gerbera-Blumen und den lila Sattel sieht man eigentlich nicht, weil darauf Berthold mit seinen 2 Metern und seinen sehr schweren Knochen sitzt und in die Pedale tritt. Er denkt an diese Lippen, die nach alter Gurke schmecken. Nur noch ein Hügel trennt ihn von seinem Ziel. »Ylang-Ylang. Muss sie wieder sehen.« Selbst Bertholds Gedanken scheinen außer Atem zu sein.

Bei der Anmeldung im Krankenhaus geben sie ihm Bescheid: »Der Atemstillstand liegt im 5. Stock im Zimmer 5.17.«

Der Geruch von Desinfektionsmittel gemischt mit der trockenen Luft aus der Klimaanlage fährt Berthold stechend in die Nase. Noch schlimmer ist diese Ausdünstung von fremdem Schweiß, von Verbänden und von Urin. Und zu allem Überfluss riecht er selbst immer noch nach Knoblauch. Er denkt an seine Mama. Die hat immer gesagt, dass ihr Bub einen einzigartigen Geruchssinn hätte: »Wie so ein Trüffelschweinchen.« Er geht weiter und hält sich die Nase zu. Am Ende des Gangs findet er dann endlich den Lift. Er drückt diesen Knopf mit dem Pfeil nach oben, wieder und wieder. Aber der Lift kommt nicht. »Das halbe Leben ist Warten und die andere Hälfte sind Enttäuschungen« auch das hat Mama

manchmal gesagt. Dann halt die Treppen, fünf Stockwerke, hundertvierzig Kilogramm Eigengewicht aufgeteilt auf knapp zwei Meter. Berthold nimmt die Herausforderung an und läuft in diesem schmalen Stiegenhaus nach oben, seine Schritte hallen wider und es klingt fast, als würde er diese Treppe mehrmals nach oben laufen. Und so schwitzt er auch. Aber er schafft die fünf Stockwerke ohne Pause. Bei Zimmer 5.17. angelangt, hält er inne. Er atmet tief ein, nimmt widerwillig diese Luft in sich auf, schließt die Augen und atmet aus, dabei wiederholt er mantragleich: »Vitis, Dimling, Guggus. Vitis, Dimling, Guggus.« Sein Hemd ist schweißgetränkt und er spürt, wie kleine salzige Rinnsale seinen Rücken entlangrinnen bis sie bei dem Krater zwischen den beiden Pobacken ankommen. Das Gesicht ist zweigeteilt. In der Hälfte mit den Narben bleibt die Haut trocken, dafür schwitzt das restliche Gesicht umso mehr.

Berthold nimmt seinen Mut zusammen und reißt die Tür auf. Lena. Sieht sie, wie sie fast vollständig von der Decke eingehüllt in diesem futuristischen Krankenhausbett liegt, wie ein Croissant, gefüllt mit zartschmelzender weißer Schokolade. Nur ihre Zehen lugen unter der Decke hervor. Es sind zarte, fast knochige, blasse, recht kurze Zehen und die zweite Zehe ist etwas länger als die erste. Mama hat immer gesagt, dass das ein gutes Zeichen wäre. Wofür, das weiß Berthold nicht mehr und er will jetzt auch nicht an seine Mama denken.

Lena lächelt ihn an. »Haben Sie mich gestern gefunden?«

Und er wird ein wenig rot, das »Sie« irritiert ihn. Er ist zwar knapp zwei Meter groß und über dreißig Jahre alt, aber irgendwie dann halt doch nicht. Zumindest sagen die Friedersbacher das immer wieder. Nicht hinter seinem Rücken, sondern eigentlich immer direkt vor ihm: »Ein Riese mit dem Kopf von einem lieben

Buben.« Aber auch daran will Berthold jetzt nicht denken. Daher hält er Lena jetzt wortlos den Gerbera-Strauß hin.

Lena lächelt jetzt noch schöner. »Die sind aber schön, danke!«

»Ich habe sie vom Friedhofsgärtner, der hat die schönsten!« daraufhin muss Lena aus vollem Halse lachen.

»Sie sind umwerfend.« Berthold sagt nur: »Danke.« Und fügt nach einer Pause noch hinzu: »Mein Name ist Berthold und ich mag deinen Ylang-Ylang-Duft. Und auch, dass du nach Gurke schmeckst. Wenn es in Ordnung ist, werde ich morgen wiederkommen.«

»Wollen Sie ... willst du denn schon wieder gehen?« Und Berthold würde sie so gerne fragen, ob sie gestern eine Gurke gegessen hat, oder ihre Lippen einfach immer nach Gurke schmecken, aber er traut sich nicht: »Ich würde gern bleiben, aber ich muss arbeiten.« Sie nickt und reicht ihm ihre Hand. Er geht drei Schritte auf sie zu, um ihre Hand nehmen zu können. Verstohlen blickt er dabei auf ihre Zehen, auf ihre gepflegten, nicht lackierten, perfekt geschnittenen Fußnägeln. Sein Blick wandert über diese Krankenhausdecke. Jeder kleine Hügel, jedes kleine Tal, jede Falte dieser Decke gibt ein klein wenig von ihr frei. Und dann nimmt er ihre Hand. Es ist eine Hand voller Schwielen, mit trockener Haut, zwei Narben an der Innenseite und einer Schürfwunde am Daumen. Kurz denkt Berthold, dass Lena vielleicht viel auf ihren Händen gelaufen sein muss, aber das stimmt wahrscheinlich nicht. Auf jeden Fall ist er sich sicher, das ist diese eine Hand auf der Welt für ihn, die so unendlich anders ist als all die anderen bedeutungslosen Hände. Diese eine Hand, die perfekt in die seine passt und von der er jede Schwielen, jede trockene Stelle, jede Narbe und jede Schürfwunde besser kennenlernen möchte. Und weil ihn das alles nervös macht, beginnt er das Lied »Und diese Biene die ich meine nennt sich Maja« zu

summen und fügt dann hinzu: »Das Lied hilft, wie schnell man auf das Herz drücken muss. Das habe ich vom Roten Kreuz.« Und dabei tanzt er vorgebeugt mit den Händen nach unten zeigend und mit dem Hintern wackelnd. Lena lacht und Berthold hält plötzlich inne: »Das mit dem Knoblauch tut mir sehr leid.« Lena muss wieder lachen und dabei wackelt sie mit ihren hübschen Zehen.

Eigentlich wollte Berthold ihr etwas ganz anderes erzählen. Seine Mama hat immer gesagt, die unangenehmen Dinge soll man bald hinter sich bringen. Aber wer weiß schon, wann »bald« eigentlich ist.

EIN GUTER TAG – WIE JEDER TAG

5:56. Der Wecker läutet genau zwei Mal und dann ist Berthold wach. Genau fünf Minuten lang Dehnungsübungen, dann den Bauch im Uhrzeigersinn streicheln, vierundzwanzig Mal. Das bringt Glück und belebt die Darmtätigkeit. Danach gibt es ein Müsli in einer roten Schüssel. Damit dieses zuckerreduzierte Früchte-Natur-Müsli auch essbar wird, kommt ein bisschen Nutella dazu, und Ahornsirup. Vielleicht auch mehr als ein bisschen. Das Frühstück ist schließlich die wichtigste Mahlzeit des Tages.

Im Hintergrund hört er den Wecker seines Mitbewohners Dembe läuten, während er eine zweite Portion Müsli in seine Schüssel schüttet. Und da beginnt auch das Rascheln in dem großen grünen Käfig. Zuerst ist es nur ein Geräusch, dann erscheinen zwei schwarze Knopfaugen, die Berthold jetzt anstarren. Vitis, der Besitzer der Knopfaugen, verharrt regungslos und richtet seine ungeteilte Aufmerksamkeit auf Berthold. Vitis' Ohren sind ziemlich groß und stehen weit vom Kopf ab. Fast wie zwei Schirme. Eigentlich ist Vitis weiß, aber rund um seine Knopfaugen hat er schwarze Flecken. Der rechte Fleck rinnt fast wie eine Träne nach unten und der linke nicht. Berthold erinnert dieses Gesicht an den Rorschach Test, den er in seiner Jugend bei einem Psychiater immer wieder machen musste. Vitis' Fell ist glatt und samtig weich, am recht dicken Bauch hat er einen schwarzen Fleck, der aussieht wie

ein Kaffeeleck. Wenn Vitis läuft, dann schleift dieser Kaffeeleck immer am Boden. Das ist so, weil dem Vitis als Baby jemand in der Tierhandlung draufgestiegen ist, und dann hatte er einen Nabelbruch und das hintere linke Bein hat auch nicht mehr so richtig funktioniert. Zuerst wollten die Besitzer in der Tierhandlung den kleinen Mann schon, wie man das halt so nennt, »erlösen«. Aber an dem Tag ist Berthold in der Tierhandlung gewesen und er wollte genau diesen Rorschach-gemusterten, kaffeeleckigen Hängebauch-Hinkebein-Vitis haben und niemand anderen. Die beiden Geschwister Guggus und Dimling hat er eigentlich nur gekauft, damit Vitis nicht so alleine ist und weil man Meerschweinchen nicht alleine halten soll. Das ist ganz wichtig, niemals alleine halten. Das hat auch seine Mama immer gesagt. Damals ist Berthold aufgefallen, dass Meerschweinchen alle gleich riechen. Das war erstaunlich. Jeder Mensch hat einen eigenen Geruch, seine Mama hat nach Weintrauben gerochen, Dembe riecht nach frischem Gras, Lena nach Ylang-Ylang. Die Meerschweinchen riechen aber alle nach... Fenchel und ein bisschen nach Süßholz. So wie dieser Tee, den Mama immer gemacht hat, wenn Berthold zu viel Luft im Bauch hatte.

Die beiden Meerschweinchen-Geschwister jagen einander inzwischen mit Quieklauten im Käfig hin und her. Vitis kümmert das nicht, der sitzt und starrt Berthold an. »Du hast ja recht, Vitis«, seufzt Berthold dann nach ein paar Minuten, während er noch ein wenig Nutella ins Müsli rührt. Womit das Meerschweinchen Vitis recht hätte, weiß man nicht, aber Vitis beginnt sich plötzlich zu bewegen und zu fressen. Dimling, Vitis und Guggus sind drei Meerschweinchen mit der besonderen Fähigkeit, ihr Glück und ihren Lebenssinn in einem Schlaf-Fress-Schlaf-Fress-Zyklus gefunden zu haben. Berthold hat lange nach Meerschweinchenamen

gesucht. In einer Dokumentation hat er dann sehr hübsche Meer-schweinchen gesehen, die Sydney, London und Paris geheißen haben. Daraufhin hat Berthold sich gedacht, dass die Ortsnamen im Waldviertel eigentlich viel besser klingen.

Berthold wirft einen Blick auf die Uhr: 6:24. Sehr gut, dann hat er noch sechs Minuten fürs Klo, dann sollte er im Bad sein. Und genau rechtzeitig kommt Dembe aus dem Bad heraus. Berthold hat sich an diesen Anblick schon längst gewöhnt, aber am Anfang war er schon ein wenig eingeschüchtert. Vor allem von diesen breiten Dembe-Schultern und den Narben auf dem Rücken. Auf der Brust und auf dem Hals hat er scharf begrenzte weiße Flecken, die sich von seiner dunklen Haut abheben. Berthold erinnern diese Flecken an alte Landkarten, auf denen man unerforschtes Land weiß eingezeichnet hat. Aber noch auffälliger als diese Narben und die breiten Schultern sind diese eisblauen Augen, die aus diesem dunklen Gesicht strahlen. Blau wie ein Gletscher, auf den die Abendsonne scheint.

6:30, jetzt beginnt Bertholds Badezimmerzeit immer um 6:30, nicht um 6:31. Es ist ein guter Tag, wie jeder Tag. Zuerst Zähneputzen mit einer Zahnpasta ohne Minzgeschmack, dann die Zehennägel putzen, so gründlich, dass es gerade nicht blutet. Bloß nicht daran riechen, nicht einatmen, einfach alles abwaschen, desinfizieren. Minze und Dreckunterdemzehennagel-Gestank, das erinnert Berthold viel zu sehr an schlechte Zeiten. Und wenn er an diese Zeiten denkt, dann jucken seine Narben im Gesicht. Schnell nochmal alles waschen, fest waschen, nochmal die Zehennägel, dann die Hände, dann das Gesicht.

Und dann drückt er Dembe wie jeden Morgen die gewaschene Hand zum Grusse. Es ist wirklich ein guter Tag, vielleicht ist er sogar noch besser als gestern. Und jetzt folgt diese Runde, einmal

durch ganz Friedersbach und nach dem Rechten sehen, und natürlich wieder zurück. Zum Schutz der Armen und Schwachen und auch, weil ein bisschen Bewegung in der Früh gesund ist. Berthold und Dembe sind zu jeder Heldentat bereit. Jungfrauen retten, Drachen erschlagen oder auch eine leere Dose aufheben und in den Dosencontainer werfen. Wie jeder Held hat Berthold ein besonderes Kostüm an. Es ist ein blaues T-Shirt mit der Abbildung eines Meerschweinchens, darunter steht das Wort »Cuy«. Auf den ersten Blick scheint ein Meerschweinchen nicht das klassische Superheldentier zu sein, aber die Tatsache, dass Meerschweinchen tausendmal besser riechen können als Menschen, passt dann doch irgendwie zu Berthold. Vielleicht hat Berthold dieses T-Shirt aber auch ausgewählt, weil seine Mama es ihm aus Peru mitgebracht hat, bevor sie diesen tödlichen Autounfall hatte. Dazu passend trägt er eine hellblaue, etwas zu enge Jeans und immer geputzte Turnschuhe mit hellblauen Streifen.

Und so gehen Dembe und Berthold nebeneinander bis zur Bushaltestelle »Friedersbach Oberer Ort«. Dabei passieren sie die Friedersbacher Vogelscheuche »Hans«. Die ist zwei Meter groß und hat keine Arme. Eigentlich ist sie nur ein schmales langes Rechteck mit einem schmalen rechteckigen Kopf und einem großen roten Ring als Mund. Angeblich hat sie mal Arme gehabt, aber da sind dann immer die Vögel darauf gesessen. Daraufhin wurden die Arme dann einfach entfernt und der Rest stehengelassen. Die Vögel sitzen jetzt am Kopf vom Hans und die Friedersbacher haben sich daran gewöhnt. So, wie man sich ja an alles gewöhnt, nicht nur in Friedersbach.

Berthold schweigt und Dembe erzählt von einem Buch. Jeden Morgen ist das so. Pro Morgenrunde erzählt Dembe von einem

Roman. Außer bei langen Büchern, dann erzählt er zwei Tage davon, oder sogar drei. Von »Der Mann ohne Eigenschaften« hat er Berthold sogar fünf Tage lang erzählt, das war dann fast zu viel. Und weil Dembe etwas schlechter hört, redet er ziemlich laut. So ist es schon ab und zu vorgekommen, dass jemand mit etwas Abstand hinter den beiden hergegangen ist und Dembe zugehört hat. Dabei muss man wissen, dass dieser die Geschichten eigentlich nicht erzählt, sondern vorlebt. Special Effects, verschiedene Schauspieler, Drama, Komödie – das alles ist Dembe im Moment des Erzählens.

Berthold hat Dembe einmal gefragt, warum er sich die Inhalte der Bücher so gut merken könne. Dembe hat überlegt und dann geantwortet: »Wenn ich lese, dann ist es für den Moment des Lesens meine eigene Geschichte. Und weißt du, mein Freund, die meisten Geschichten sind besser als meine eigene.« Das hat Berthold verstanden, denn wenn er liest, dann ist das auch so. Nur dass er ein wenig langsamer liest und sich die Figuren in den Romanen dann auch ein wenig langsamer bewegen. Aber das ist in Ordnung, schließlich kommen sie trotzdem immer an und pro Stunde bezahlen muss man sie ja auch nicht.

Dembe erzählt gerade von einem sehr traurigen Buch »Roman eines Schicksallosen«, da tippt Berthold ihm auf die Schulter und zeigt auf die Bushaltestelle. Von rechts kommen drei Jugendliche – laut, einander tretend, einer wirft eine Bierdose auf die Straße. Das bedeutet Ärger. Bertholds Blick schweift langsam weiter, der Wind pfeift, ein Falke steht in der Luft und dann sieht er sie. Eine hilflose Frau. Berthold ist sich sicher, dass sie hilflos ist. Vielleicht keine hilflose Jungfrau, weil doch schon über fünfzig Jahre alt, aber hilflos ganz bestimmt. Das bedeutet noch mehr Ärger. Er nimmt all seinen Mut zusammen, gleich wird er diese arme Frau vor diesen drei Wilden retten.

Berthold wirft Dembe nochmals einen Blick zu, der nickt und krempelt die Ärmel hoch. Berthold ist nur zwanzig Meter von der Bushaltestelle entfernt. Gleich werden die drei Wilden bei der Frau sein und Berthold ist bereit. Jeden Muskel seines Körpers hat er angespannt, wie ein gut genährtes Puma-Männchen. Bereit zum Sprung, bereit für den Einsatz. Seine Fäuste sind geballt, die Zähne knirschen. Heute wird er zum Helden, heute ist es so weit. Tief durchatmen und kurzen Prozess machen. Ein Spruch wäre noch gut. Jeder Held hat einen Spruch. Aber ihm fällt nichts ein. Und während er noch nachdenkt, sind die drei Jugendlichen schon weitergegangen. Heute braucht Friedersbach keinen Helden. Und dann erkennt Berthold die gar nicht so hilflose Frau, das ist nämlich die Frau Mag. Weber, die Turnlehrerin. Die ist nicht nur nicht hilflos und keine Jungfrau, die ist eher ein Drachen.

Berthold geht zu der Bierdose und hebt sie auf. Nicht mal zweihundert Meter weiter gibt es einen Recycling-Container. Soweit kann er sie schon tragen.

Diese Bushaltestelle »Friedersbach – Oberer Ort« ist jeden Tag das Ende der Runde. Und auch wenn der Hinweg zu dieser Haltestelle immer der gleiche ist, so versuchen sie stets andere Wege zurück zu finden. Dembe hat Berthold mal gefragt, warum das so ist. Der hat geögert und dann ist ihm doch etwas eingefallen: »Weil die Bösewichte dann nicht wissen, wo wir sind. Dann haben wir einen Vorteil. Und immer den gleichen Weg gehen, ist auch fad.«

Berthold fährt ein unglaublicher Geruch in die Nase. Es ist eine Mischung aus frisch geröstetem Kaffee und Flieder. Berthold weiß, dass den Flieder nur er riechen kann. Und er weiß auch, dass Flieder für Traurigkeit steht, so wie verbranntes Eichenholz für Wut oder eine faulige Zitrone für Angst oder Olivenholz für etwas

Heldenhaftes. Berthold weiß nicht nur, dass nur er das riechen kann, er weiß auch, dass er das niemandem erzählen soll. Das hat seine Mama immer gesagt. Er kann nämlich riechen, was sein Gegenüber fühlt. Es ist wie eine Gabe, vielleicht auch ein Fehler, auf jeden Fall ist es so. Berthold hebt die Nase in die Höhe, blickt auf Dembe und grinst. Dembe kennt diesen Gesichtsausdruck, den kriegt Berthold nur bei Kaffee. Und auch ein bisschen bei Lena. Wenige Sekunden später sind sie schon in dieser kleinen Bäckerei. Diese Bäckerei gibt es schon seit vielen Jahren, aber irgendwie hat Berthold sie bisher nie so richtig wahrgenommen.

»Guten Morgen, welche Kaffeebohnen verwenden Sie?«, fragt Berthold.

Daraufhin legt die Chefin ihre recht groben Hände in ihre Taille, um die sich eine etwas zu enge grüne Uniform spannt. Dann hebt sie die linke Augenbraue und verzieht kussmundartig ihre Lippen. Sie wirken wie das Ende eines Säckchens, das man mit irgendeiner Schnur zu fest zugebunden hat, wie ein sehr kurzer faltiger Schlauch. Darüber liegt eine sehr dominante Nase. Nicht unschön, symmetrisch und nach oben gebogen und nicht zu breit, fast wie ein Stupsnäschen. Aber eben deutlich größer, vielleicht eher eine Stupsnase, oder fast schon ein Stupszinken. Der Glanzpunkt dieses Gesichtes sind aber die warmen, großen, herbstbraunen Augen. Diese Augen versprühen unmittelbar ein heimeliges Gefühl. Berthold erinnert es instinktiv an einen Abend vor dem Kamin und den Geruch von frisch gebratenen Maroni.

»Welche Bohnen ich verwende? Das ist eine interessante Frage.« Und dann fügt sie hinzu: »Der Kaffee heißt Rungeto Kii.«

»Das klingt gut, dann hätte ich gerne einen Espresso.« Dembe fügt hinzu: »Ich bitte auch.«

»Zum Mitnehmen?«

»Ja, wir haben unsere eigenen Becher mit.« Und Berthold nimmt einen kleinen schwarzen Espresso-Becher mit einem in die Jahre gekommenen Schriftzug »Berthold« und einen zweiten viel neueren dunkelroten Becher mit der Aufschrift »Frieden« aus seinem hellblauen Rucksack und reicht ihn der Dame von der Bäckerei mit den Worten: »Die Umwelt ist wichtig. Das hat Mama immer gesagt.«

»Da hast du recht.« Sie blickt auf die beiden Becher und liest: »Berthold? Ich bin die Doris.«

Doris schaut jetzt auf den zweiten Becher mit der Aufschrift »Frieden« und dann zu Dembe: »Komischer Name. Aber heutzutage ist ohnehin alles verrückt. Wenn man sein Kind auch schon Jesus oder Paris nennen kann, warum dann nicht auch gleich Frieden. Mir kann es ja egal sein.« Dann schüttelt sie den Kopf und noch bevor Dembe etwas sagen kann, ist Doris schon bei der fauchenden Espressomaschine. Beim Umdrehen vernimmt Berthold diesen Fliederduft der Traurigkeit. Aber jetzt schaut er der Doris zuerst einmal zu, wie leidenschaftlich sie den Espresso zubereitet. Und Dembe schaut der Doris auch ziemlich genau zu. Diese unhöfliche Frau gefällt ihm irgendwie.

Zuerst nimmt sie die beiden kleinen Becher, wäscht sie kurz mit heißem Wasser aus. Dann reinigt sie behutsam, fast zärtlich den Siebträger. Der Kaffee wird frisch und direkt in den Siebträger gemahlen, bis ein kleiner Gupf entsteht. Berthold erinnert das an einen Maulwurfshügel. Und wie er in seiner Kindheit im Garten die Maulwurfshügel platt getreten hat, so presst Doris jetzt den gemahlenen Kaffee mit einem Stampfer. Danach führt sie dieses dreidimensionale Gemälde zu ihrer Nase, atmet kurz ein und begutachtet die glatte braune Oberfläche im Siebträger. »Flach und schön wie der Lake Naivasha, wenn nicht grad ein Nilpferd für

Unruhe sorgt.« Und sie fügt hinzu: »Die Bohnen kommen aus Kenia. Von einem kleinen Kaffeeanbaugebiet in Kirinyaga. Das bedeutet Mount Kenia in der Sprache der Massai, also auf Maa. Dabei schaut sie Dembe an, als ob sie prüfen wollte, ob er diese Sprache versteht. Der nutzt die Gelegenheit, um jetzt auch endlich etwas zu sagen: »Ich heiße nicht Frieden, sondern Dembe. Das bedeutet nur Frieden. Und ich komme aus Uganda. Dort sprechen wir Suaheli, und andere Sprachen, aber Maa spricht bei uns fast niemand.«

Doris nickt: »Suaheli. Das klingt schön. Aber die Bohnen kommen eben nicht aus Uganda, sondern aus Kenia, vom Kirinyaga. Es ist der zweithöchste Berg in Afrika. Ist wunderschön. Und dort gibt es noch viele Kleinbauern – also in Kirinyaga. Das Klima ist bezaubernd, gut für die Kaffeebohnen. Das ergibt einzigartig fruchtige Geschmacksattribute, wie Johannisbeere, Brombeere, sogar Rhabarber.« Dabei zieht sie das Wort Geschmacksattribute feierlich in die Länge.

»Warst du schon Mal dort?«, fragt Berthold.

»Fast.« Und der Fliedergeruch wird stärker.

Und Berthold runzelt seine Stirn, bis sie voller Falten ist, wodurch er gut zehn Jahre älter wirkt. Doris muss jetzt schmunzeln, auch, wenn in diesem Schmunzeln eine gewisse Melancholie liegt: »Mein Mann und ich wollten eine Kaffee-Weltreise machen, sobald er in Pension ist. Wir haben beide Kaffee geliebt und uns bei der Barista-Ausbildung in der Jugend kennen gelernt. Fünfunddreißig Jahre waren wir zusammen. In der Pension wollten wir einfach einige der Länder bereisen, in denen Kaffee eine Rolle spielt. Aber er ist vor etwas mehr als fünf Jahren gestorben. In meinem Leben ist das immer so. Alles klingt gut, bis es schief geht. In der Jugend ist alles intensiv und um so älter man wird, um so langweiliger wird es. Ist eben so.« Doris dreht den zerkratzten, recht schmalen rotgoldenen

Ring an ihrem Finger. Berthold antwortet: »Wie Holundersirup mit Leitungswasser, den man mit einem Strohalm trinkt.« Doris ist verwirrt, doch bevor sie etwas fragen kann, wird ihr erklärt: »Wenn man beim Holundersirup mit Leitungswasser den Strohalm ganz nach unten ins Glas steckt dann schmeckt es am Anfang auch intensiv und am Schluss langweilig. So wie dein Leben.« Und dann fügt er hinzu: »Wo hättet ihr denn angefangen? Also, mit der Kaffee-Reise.«

Doris muss wieder schmunzeln, jetzt mit deutlich weniger Melancholie: »Holundersirup, du bist mir einer. Wir hätten tatsächlich mit unserer Reise in Kenia begonnen. Es gibt einen direkten Flug von Wien nach Mombasa, dann muss man nicht nach Nairobi. Von dort ist es mit dem Auto nur eine Stunde zu einem wunderschönen Strand. Das müsstest du sehen, weißer Sandstrand, Palmen, das Rauschen des Meeres. Die Gezeiten sind dort richtig stark, dadurch werden bei Ebbe hunderte kleine Korallenbecken am Strand frei, mit kleinen Fischen, Krebsen, Muscheln. Von dort wären wir dann weiter zu dieser Kaffeeplantage in Kirinyaga und auch zu der in Nyeri gefahren und dann weiter in die Masai Mara. Kannst du dir das vorstellen, mit dem Jeep an wilden Elefanten vorbeizufahren oder Löwen in der Dämmerung zu suchen? Wenn man Glück hat, kann man sogar einen von den scheuen Leoparden sehen, der elegant auf eine Akazie klettert. Das ist ein unglaubliches Erlebnis. Also, es wäre unglaublich.« Sie imitiert das Klettern eines Leoparden und ihre maronibraunen Augen bekommen einen besonderen Glanz.

»Das klingt sehr schön.«

Doris seufzt und stellt ihm den Espresso hin. Dabei vermengt sich der Duft des frischen Kaffees mit ihrem Parfum. Es riecht zuerst recht stark nach Rose und dann nach Mandel. Berthold ist von

diesem Geruch irritiert. Sie selbst riecht nach Weintrauben, oder schon eher nach Rosinen – ein bisschen wie seine Mama damals. Er betrachtet Doris, vielleicht ist sie fünfzig, oder fünfundfünfzig Jahre alt. Aber dieser Geruch ist viel älter, mindestens siebzig. Berthold schnäuzt sich in ein Stofftaschentuch, nicht, weil er muss, sondern weil er diesen Geruch loswerden möchte.

Danach führt er den schwarzen Becher zu seinem Kinn, schwenkt ihn kurz, schließt die Augen und zieht das Aroma in seine Nase ein: »Jetzt kann ich mir Kenia noch ein bisschen besser vorstellen. Es riecht wirklich fruchtig, und ein wenig nach Hibiskus.«

Beim Anblick des glücklich grinsenden Bertholds mit seinen zu engen hellblauen Hosen und dem ausgewaschenen Meerschweinchen-T-Shirt muss Doris jetzt lachen: »Ich habe noch etwas für euch. Zwei Eclairs. Die mache ich selber.« Und sie stellt den beiden einen Teller mit zwei Eclairs hin. Die Glasur besteht aus weißer Schokolade, die in die tiefen Furchen des Gebäcks eingedrungen ist und diese teilweise ausfüllt. Darauf wurde mit dunkler Schokolade ein Gesicht gezeichnet. Der Mund ist ein bisschen verrutscht und hängt auf der einen Seite nach unten. Berthold erinnert das an den Lehrer Stanlo von damals, bei dem ist der Mund auch so gewesen – nach dem Schlaganfall.

Berthold nimmt noch einen zweiten kleinen Schluck und beißt in das Eclair. Dadurch hat Doris Zeit, diese zweite Person zu mustern, diesen Dembe-Frieden. Recht groß ist er nicht, so normal groß, aber ziemlich breit. Die Schultern dehnen das dunkelrote Hemd. Das gefällt ihr auch recht gut und sie schaut noch ein paar Momente länger hin. Das dunkelrote Hemd mit Stehkragen hat er nur zur Hälfte in die Jeans gesteckt. Und die Ärmel hat er hochgekrempelt. Seine Unterarme sind sehnig, die Venen wirken wie dicke Kabel, die nicht genau wissen, wo sie hin sollen. Für Doris

schaut er nicht wie ein Sportler aus, eher wie jemand, der sehr hart gearbeitet hat und trotzdem schön geblieben ist. Das ist selten. Vor allem fällt ihr sein Lächeln auf. Es ist solide und breit und vor allem wirkt es ehrlich.

Seine Haare trägt er sehr kurz und vorne über der Stirn sind sie weiß.

Diese blauen Augen erinnern sie an etwas Besonderes aus ihrer Kindheit. Sie glänzen, als ob sie irgendwie extra feucht wären. Und sie schauen sehr klug aus. Zuerst fällt es ihr nicht ein, etwas, das sie geliebt hat. Aber sie kommt nicht drauf, obwohl es ihr auf der Zunge liegt. Und dann fällt es ihr eben doch ein: »Gletscherzuckerl. Wie glänzende, gut abgelutschte Gletscherzuckerl. Die waren herrlich. Dass es die auch als Augenfarbe gibt – das ist wirklich schön.« Dembe ist etwas verwirrt, die Zuckerl kennt er nicht, aber wie ein Kompliment klingt das nicht.

Er würde gerne etwas zu ihr sagen, aber etwas Schlaues fällt ihm nicht ein.

»Berthold, Dembe, ich hoffe, ihr kommt bald wieder.«

»Bestimmt.« Berthold und Dembe legen Geld auf den Tisch und verabschieden sich. Dann ziehen sie weiter in die Friedhofsgärtnerei zu ihrer Arbeit.

MBARARA – WIEN – FRIEDERSBACH

Dembe ist in der schönen Stadt Mbarara in Uganda aufgewachsen und dann nach Wien gekommen, um, wie er selbst meint, einen Auftrag auszuführen. Da Dembe im Jänner nach Wien gekommen ist, bestand der erste Auftrag im Kauf einer gebrauchten Winterjacke. Niemals zuvor ist ihm so kalt gewesen und niemals zuvor oder danach hat er mehr Heimweh gehabt. Er ist damals tagelang orientierungslos in der Kälte herumgelaufen, um dieses Wien ein wenig kennenlernen. Dort hat er dann vor allem eines kennengelernt, argwöhnische Ablehnung. Die Wiener haben seine dunkle Haut und die blauen Augen genauso skeptisch angestarrt wie die Leute in seiner Heimat. Zweimal ist er von der Polizei auf Drogen durchsucht worden und die Polizisten waren ziemlich erstaunt, dass er deutsch sprechen konnte, auch wenn sie etwas lauter reden mussten, weil er nicht so gut hört. Die Einsamkeit ist immer schlimmer geworden und Dembe hat an seinen Auftrag in diesem kleinen Ort Friedersbach gedacht. Daher ist er mit dem Zug und dann mit dem Bus dort hingefahren. In diesem Friedersbach ist es dann noch kälter gewesen als in Wien. Bitterkalt. Es hat nicht lange gedauert, bis Berthold Dembe bei einer seiner Runden getroffen hat. Der Geruch von Gras und Flieder war unverkennbar. »Warum bist du traurig?« hat Berthold gefragt und sich neben Dembe gesetzt.